Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 168. Freitag den 2. April 1897. 91. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. April.

In der uns heute vorliegenden gestrigen Abendausgabe der „Hamb. Nachr." liegt eine Bestätigung der Meldung, daß unter den dem **Fürsten Bismarck** zu seinem Geburtstage zugegangenen Glückwunschtelegrammen auch ein solches des **Kaisers** sich befinde, das in sehr herzlichen Ausdrücken abgefaßt sei, noch nicht vor. Bestätigt sich die Nachricht, wie wir von Herzen wünschen, trotzdem, so wird dadurch allerdings das Befremden über Vorgänge und Unterlassungen vor und während der Centenarfeier nicht abgeschwächt, aber es wird wenigstens die schmerzliche Besorgniß beseitigt, daß „der Draht zwischen Berlin und Friedrichsruh vollständig zerrissen" und der Hoffnung, den Erben und den großen Dienner des ersten Kaisers wieder in persönlichem Einvernehmen zu sehen, definitiv der Abschied zu geben sei. Daß intimere Beziehungen zwischen dem Oberhaupte des Reiches und dem ersten Kanzler sich wieder anknüpfen lassen könnten, hat man längst als unmöglich erkannt, aber immer größer werden die Kreise der Nation, die im Interesse der monarchischen Idee den dringenden Wunsch hegen, daß das Verhältniß sich wenigstens zu keinem unfreundlichen gestalte. Das Volk hängt mit unverbrüchlicher Liebe und Dankbarkeit an „seinem" Bismarck, und es ist ihm schmerzlich, zu glauben, daß gerade das höchste Haupt im Reiche nicht dieselbe Neigung für den großen Mann empfinde. Es ist nur zu begreiflich, wenn der einfache Mann aus dem Volke das Gefühl hat, das Reichsoberhaupt müsse von noch größerer Verehrung als jede andere Person im Staate für den Fürsten Bismarck durchdrungen sein, weil dieser die Krone geschmiedet, die das Haupt des Kaisers schmückt. Und noch Eins: Jeder gute Deutsche athmet erleichtert auf, seitdem die Sorgen, die er in den letzten Wochen wegen der wenig günstigen Nachrichten über das Befinden des Fürsten empfand, wieder zerstreut worden sind, aber trotzdem muß man sich mit dem bangen Gedanken vertraut machen, daß der greise Mann, der im Dienste des Vaterlandes mehr an Kraft aufgewendet hat, als Dutzende von Menschen des Mittelmaßes zusammen besitzen, einmal von seinem Vaterlande wird scheiden müssen. Dann würde es für unzählige Deutsche ein nie wieder zu beseitigendes Gefühl des Schmerzes sein müssen, wenn der späte Lebensabend des großen Kanzlers durch ein ungünstiges Verhältniß zwischen ihm und dem Träger der Krone getrübt worden wäre. Darum wünschen wir aufrichtig, daß ein Glückwunsch des Kaisers an den Fürsten Bismarck wieder Beziehungen angebahnt hat, die eigentlich zwischen einem deutschen Kaiser und dem ersten Kanzler des deutschen Reiches selbstverständlich sind. Mögen diese Beziehungen niemals wieder eine Trübung erfahren.

Aus der Thatsache, daß der Contre-Admiral Tirpitz mit der Stellvertretung des beurlaubten **Staatssecretairs des Reichsmarineamts** beauftragt ist, wird allgemein gefolgert, daß dem Urlaube des Admirals Hollmann die Bewilligung seines nach der Abstimmung der Budgetcommission über die Forderungen des Marineetats eingereichten und bisher in der Schwebe gebliebenen Entlassungsgesuches folgen solle und gleichzeitig mit dieser Bewilligung die Ernennung des Herrn Tirpitz zum Staatssecretair erfolgen werde. Contreadmiral Tirpitz commandirt zur Zeit das ostasiatische Geschwader, und man würde ihm die fünf- bis sechswöchige Reise kaum zugemuthet haben, wenn es sich für ihn nur um eine provisorische Beschäftigung im Marineamt handeln sollte. Er selbst hat auch bereits auf dem ostasiatischen Posten einen Nachfolger in dem Contreadmiral von Diederichs erhalten. Die „Köln. Ztg." ist von der Aussicht auf einen Wechsel an der Spitze des Marineamtes wenig erbaut; sie hält es für bedenklich, daß wegen eines parlamentarischen Mißerfolges ein solcher Wechsel für nothwendig erachtet werde, und fährt dann fort:

„Noch mehr befürchten wir, daß daraus (aus dem Wechsel) der Marine keinerlei Nutzen, wohl aber die Gefahr einer Schädigung ihrer stetigen und gedeihlichen Entwickelung entstehen kann. Denn das wird von allen Seiten anerkannt, daß Herr Hollmann es in siebenjähriger ruhiger und sachlicher Wirksamkeit an der Spitze des Marineamts verstanden hatte, sich nach und nach das Vertrauen der ausschlaggebenden Parteien in der deutschen Volksvertretung zu erwerben, und daß es ihm deshalb gelungen ist, vielfach die Bewilligung von Marineforderungen im Reichstage durchzusetzen, die an sich zunächst größeren Widerstand fanden. Sein in Aussicht genommener Nachfolger steht dem Reichstag völlig fremd gegenüber. Hat er auch unter Caprivi einige Jahre, irren wir nicht bis zum 1. April 1886, der Admiralität angehört, so ist er doch damals kaum parlamentarisch hervorgetreten."

Wir sind anderer Meinung. Es handelt sich bei Herrn Hollmann nicht nur um einen parlamentarischen Mißerfolg, sondern um einen Schuldantheil an einem solchen Mißerfolge. Dieser wäre vielleicht nicht so groß gewesen, wenn die der Budgetcommission verspätet vorgelegte „Niederschrift" früher bekannt gegeben worden wäre. Jedenfalls hat seine Taktik „das Vertrauen der ausschlaggebenden Parteien in der deutschen Volksvertretung" auf ihn nicht erhöht. Im nächsten Jahre würde er und mit ihm der Marine-Etat jenen taktischen Fehler wahrscheinlich zu büßen haben. Ein Wechsel an der Spitze des Reichsmarineamtes braucht also die Aussichten auf ein günstigeres Schicksal der nächstjährigen Marineforderungen nicht zu verschlechtern. Es kommt nur darauf an, daß Herr Tirpitz es versteht, den Fehler seines Vorgängers zu vermeiden und zugleich die maßgebenden Persönlichkeiten für einen neuen, auf die Verhältnisse der Neuzeit gegründeten Flottenbauplan zu gewinnen, gegen den die Mehrheit des Reichstags nicht die Gründe ins Gefecht führen kann, die gegen den veralteten Flottenbauplan von 1873 geltend gemacht werden konnten. Ob er das versteht, läßt sich jetzt noch nicht beurtheilen; ihm ein Mißtrauen irgend welcher Art entgegenzubringen, würde also ein grober Fehler der Freunde einer zeitgemäßen Entwickelung unserer Marine sein.

Die Hauptstadt **Oesterreichs** wird aller Voraussicht nach in Kürze dem Häuptling aller Antisemiten, Herrn Dr. Lueger, als ersten Bürgermeister huldigen, nachdem, wie gemeldet, sein Platzhalter Herr Strobach dieses Amt, wie verabredet, niedergelegt hat. Als nach dem Siege der vereinigten Rückschrittsparteien bei den Wiener Gemeindewahlen durch die Intervention des Kaisers Franz Joseph die Wahl Dr. Lueger's zum Bürgermeister zunächst verhindert wurde und in Folge davon ein ernster Conflict zwischen der Majorität des Gemeinderathes und der Regierung auszubrechen drohte, kam es, wie erinnerlich, zu einem Compromiß, durch welchen Lueger als erster Vicebürgermeister eingesetzt und die Stelle des Oberbürgermeisters einem Strobmann aus den Reihen der „Christlich-Socialen", Herrn Strobach zugetheilt wurde. Der letztere erließ bei seinem Amtsantritte eine Erklärung, die diesen als Provisorium kennzeichnete, und jetzt hat er die Consequenzen gezogen und sein Amt niedergelegt, um für Dr. Lueger Platz zu machen. Unaufgeklärt bleibt noch, ob der Scenenwechsel in diesem Augenblicke mit oder ohne Zustimmung der Regierung geschehen ist. Im ersteren Falle haben wir es einfach mit der Belohnung zu thun, welche die Regierung der christlich-socialen Partei für treu geleistete Dienste bei den Wahlen gegen die Deutsch-Liberalen zukommen läßt, wie sie ja auch die braven Tschechen mit der Sprachverordnung in Böhmen und Mähren zu belohnen gedenkt. Im anderen Falle hat man möglicherweise einen interessanten Zwischenfall vor sich, der zunächst die Verwirrung in den österreichischen Parteiverhältnissen noch steigern muß, allein, wie in christlich-socialen Kreisen Wiens versichert wird, sei an eine Nichtbestätigung des „Siegers von Wien" nicht zu denken. Am 8. November 1895 erklärte Graf Badeni in der Antwort auf eine Interpellation im Abgeordnetenhause:

Die Bestätigung Lueger's sei versagt worden, weil die erforderliche Bürgschaft für eine streng objective, sachliche, von agitatorischer Tendenz freie, allen Bevölkerungsclassen gleichmäßig gerecht werdende, den Anforderungen der Autorität volle Rechnung tragende Führung der Verwaltung nicht außer Zweifel stehe.

Dr. Lueger hat nun freilich von all den Eigenschaften, die seine Nichtbestätigung durch den Kaiser bedingten, bisher noch keine einzige abgelegt, sie vielmehr im Kampfe gegen die Liberalen, wenn möglich, noch gesteigert. Er ist also derselbe, den früher der Kaiser nicht an der Spitze der Reichshauptstadt sehen wollte. Aber vielleicht ist in der Zwischenzeit zum politischen Verdienste geworden, was früher als gesellschaftlich minder haltbar gegolten hat und die Entscheidung darüber ist es gerade, welche ein scharfes Streiflicht auf die österreichischen Verhältnisse werfen wird und die eigentliche politische Bedeutung des Zwischenfalls ausmacht. Die Entscheidung über die erste Wiener Bürgermeisterstelle kann deshalb als Prüfstein dafür betrachtet werden, welche der beiden Regierungs-„Nuancen", über die Graf Badeni verfügt: die liberalisirende oder die streng reactionäre, zur Anwendung kommt.

Eine neue Phase in dem **griechisch-türkischen** Conflict! Die Mächte sind wieder einmal einig und zwar in der entscheidenden Frage der Blockade der griechischen Küste. Es sollen unverzüglich Schritte gethan werden zu ihrer alsbaldigen Durchführung, um der aggressiven Haltung Griechenlands endlich Einhalt zu thun. Somit wäre der gordische Knoten auf einmal gelöst und Griechenlands Demüthigung nur noch eine Frage ganz kurzer Zeit. Allein man thut gut, sich nicht allzu großem Optimismus hinzugeben. Die Meldung, daß England sich nicht mehr auf seinem ablehnenden Standpunct versteife, was wir gestern schon als wahrscheinlich bezeichneten, entspricht allerdings den Thatsachen, aber der ersten Nachricht, welche die Blockade der ganzen griechischen Küste, also der Hauptäfen, ankündigte, ist unmittelbar auf dem Fuße die andere gefolgt, England habe seine Zustimmung zu dem Vorschlag der Admirale gegeben, den Golf von Athen zu blockiren. Das ist eine wesentliche Einschränkung, aus der hervorgeht, daß England noch immer der Blockade des Hafens von Volo ablehnend gegenübersteht. Der Golf von Volo im Nordosten der griechischen Halbinsel bildet bekanntlich den Schlüssel zu Thessalien vom Meere aus und den directen Zugang zum griechischen Hauptquartier in Larissa auf dem Seewege. Würde der Hafen von Volo gesperrt, so wäre jede Communication mit Athen, jede Zufuhr zur See unmöglich gemacht und Griechenland wäre, da die Festlandverbindung zwischen der Hauptstadt und dem Kriegsschauplatz wegen des gebirgigen Terrains und des Mangels an Heerstraßen mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden ist, thatsächlich der Türkei ans Messer geliefert. Das will England ausgesprochenermaßen verhüten, weil es darin eine directe Begünstigung der Pforte erblickt. Stimmt es nun andererseits der Blockade des Piräus, also der Hauptstadt Griechenlands zu, so kann es dies nur in der Ueberzeugung thun, daß diese Maßregel der kriegerischen Action Griechenlands in Thessalien keinen oder doch wesentlich geringeren Abbruch thut. Allerdings hebt auch die Blockade des Piräus die Seeverbindung Athens mit dem Kriegsschauplatz auf, aber sie läßt den Seeverkehr nach Thessalien von allen anderen Puncten des Archipels frei und zwar nicht nur für griechische, sondern auch für fremde Schiffe. Sollten also die Mächte sich thatsächlich nun auf die Blockade des Golfs von Athen geeinigt haben, so hätten sie sich wieder unter dem Einflusse Englands zu einer halben Maßregel entschlossen, die ihren Zweck vollständig verfehlt. Mit der Blockade kann doch nur beabsichtigt werden, Griechenland von einer Kriegserklärung an die Pforte abzuschrecken, oder, falls diese doch erfolgen sollte, ihm die Lust zum Kriegführen bald zu legen. Mit der Blockade Athens aber riskirt man lediglich den sofortigen Ausbruch der Feindseligkeiten an der makedonischen Grenze, ohne Griechenland besonders wehe zu thun. Auf etwas Anderes zielt auch die Politik Englands nicht ab. Ihm kommt ein griechisch-türkischer Krieg, nach dessen Verlauf es sich Griechenland in jedem Falle als guter Freund vorstellen kann, nur gelegen. Das ist auch der Grund, weshalb wir gestern es für wahrscheinlich erklärten, daß England sich gegen den Blockadegedanken jetzt nicht mehr sträube. Ist die griechische Regierung klug und wohl berathen, so läßt sie sich nicht in diese englische Falle locken, sondern fügt sich heute noch der höheren Gewalt des Willens der Mächte. Dies kann Griechenland gegenwärtig um so eher thun, als es jetzt, nachdem es Europa so lange getrotzt und die Action der Mächte so gut wie zum Scheitern gebracht hat, durch ein Zurückweichen seiner Ehre wahrhaftig nichts mehr vergeben würde; und, da die Mächte allem Anschein nach froh sind, sich auch ihrerseits, wenigstens mit einigem Anstand, aus der peinlichen Affaire zu ziehen, könnte es eines weiten Entgegenkommens derselben sicher sein. Wird doch der Autonomie-Entwurf für Kreta eben jetzt einer nochmaligen Prüfung unterzogen, die auch den letzten Rest türkischen Einflusses auf die Verwaltung der Insel beseitigen soll! Dieser Ausgang der ganzen Affaire, die etwa der Umwandlung Kretas in in eine autonome Provinz nach dem Muster Bosniens und der Herzegowina entspräche, ist ja nicht ruhmvoll für die Großmächte, aber nach den ungeheuren Fehlern, die sie sich bei ihrer Action haben zu Schulden kommen lassen, ist ein anderer, wenn der Weltfrieden darüber nicht in die Brüche gehen soll, kaum denkbar. England würde dann das Geschäft mit Griechenland nicht allein machen und sollte es sich einem solchen Arrangement entgegenstemmen, so könnte es erleben, daß die übrigen Mächte über seinen Widerspruch zur Tagesordnung übergehen.

Deutsches Reich.

* **Dresden**, 2. April. Die „Dresdn. Nachr." schreiben: Nächsten Mittwoch, am 7. April, wird der Seniorenconvent der Zweiten Kammer des Landtags zusammentreten, um wegen gemeinsamen Vorgehens bezüglich der Landtagswahlen zu berathen. Soviel wir unterrichtet sind, macht sich bei den drei Ordnungsparteien des Landtags allgemein der Wunsch geltend, etwige Differenzen aus der Welt zu schaffen, um bei den im Herbst bevor-

---

Feuilleton.

Snee wittchen.

2) Roman von A. J. Mordtmann.

Nachdruck verboten.

Die Sonne neigt sich in einem purpurn-goldenen Wolkenflor zum Untergang. Capitain Lorenzen ist um seinen Mittagsschlaf gekommen, aber er achtet dessen nicht; ihn freut die Rettung, die ihm gelungen ist, und der ansehnliche Bergelohn, der ihm und seiner Mannschaft winkt. Zweimal ist er in der Cajüte gewesen, und jedesmal hat er Juanita in tiefem, ruhigem Schlafe gefunden. Jetzt schaut er vom Heck nach der immer kleiner werdenden Rumpflinie des Schooners aus; da schiebt sich schüchtern ein weißes Händchen durch seinen Arm: Die kleine Juanita steht neben ihm, voll furchtlosen kindlichen Vertrauens sich an ihn schmiegend und bald zu ihm hinauf, bald nach dem Schooner blickend, auf dem sie vor wenigen Stunden ein hilflosen Spiel von Wind und Wellen gewesen ist.

Lorenzen ist ein alter Seebär und Sentimentalität seinem Herzen fremd. Aber die Zutraulichkeit des verlassenen Kindes rührt ihn mächtig; er wandert mit ihr, Hand in Hand, auf dem Deck auf und ab und läßt sich von ihr erzählen, ohne von dem, was sie sagt, ein Wort zu verstehen. Alle seine Bemühungen, die Vorfälle zu begreifen, die zum Verlassen des Schiffes und zu ihrer Ausstoßung geführt haben, sind fruchtlos.

Der Wind dreht sich nach Westen und dann nach Südwesten und beim Sinken der Sonne steigt dunkles Gewölk auf. Lorenzen läßt die oberen Segel einnehmen, denn er erwartet eine stürmische Nacht. Er hat sich darin auch nicht getäuscht; um Mitternacht saust mit Regen und Hagel eine ganze Reihe unbändiger Windstöße daher, die keine andere als die Sturmsegel zu führen gestatten. Die kleine Juanita muß die See kennen: denn nachdem sie ihren Thee getrunken und Zwieback gegessen hat, sucht sie unbekümmert das Lager auf, das man ihr hergerichtet hat, und schläft unter dem Toben des Unwetters und dem Aechzen des schwer arbeitenden Schiffes tief und fest bis in den hellen Morgen hinein.

Auf dem Schooner hat der Steuermann mit seinen Genossen eine lange Berathung gehabt und ihnen in der Cajüte gezeigt, was er, wohl aus Vergeßlichkeit, dem Capitain nicht mitgetheilt hat: die früheren Insassen des Schiffes müssen es in großer Eile verlassen haben; denn einige leinene Beutel, die auf dem Boden der Cajüte liegen, hat man offenbar ursprünglich mitnehmen wollen, dann aber im Stich gelassen. Beim Oeffnen findet man in dem ersten englische Goldstücke; im zweiten ebenso; im Ganzen sind zwanzig solcher Säckchen vorhanden, und jedes enthält, theils lose, theils gerollt, 200 Guineen. Das giebt schon einen erklecklichen Posten Geld, aber es ist noch nicht alles. In den Taschen eines ledernen Köfferchens, das mit aufgesprengtem Deckel in der Cajüte steht, als wäre man im Begriff gewesen, ihn zu leeren, finden sich, sorgsam eingepackt, Diamanten vor, die ungefähr den doppelten Gesammtwerth des Geldes haben. Dazu die kostbare Ladung . . .

Auch der Schooner verkürzt seine Segel als die Nacht hereinbricht, aber zugleich ändert er seinen Curs. Als man am nächsten Morgen auf der „Antje Gesine" über die ringsum schäumenden und wogenden Wassermassen Ausschau nach der „Doña Loisa" hält, ist keine Spur von ihr zu entdecken. Im Laufe des Tages kommen mehrere Schiffe in Sicht, aber der spanische Schooner ist nicht darunter.

Die Bark läuft in Plymouth ein und findet dort die Ordre ihrer Rheder vor, in London zu löschen. Capitain Lorenzen telegraphirt über die Bergung des spanischen Schooners und erhält die Antwort, der deutsche Consul in Plymouth sei angewiesen, bei Ankunft der „Doña Loisa" das weiter Erforderliche zu veranlassen.

In London verfügt sich Lorenzen, sobald er einen freien Augenblick hat, zu Lloyds. Dort wird ihm die Mittheilung, daß die „Doña Loisa" noch immer nicht in Plymouth eingelaufen ist. Auf sein Ersuchen werden die Schiffslisten eingesehen, und es ergiebt sich daraus, daß der in Valencia beheimathete Schooner „Doña Loisa" mit einer Ladung Seide und Stückgütern von Marseille nach Rio de Janeiro unterwegs gewesen ist. Capitain Lorenzen schreibt an den Rheder, einen Herrn de Miranda, und erbittet sich dessen Instructionen über die kleine Juanita Witena.

In seiner Antwort bedankt Herr de Miranda sich in liebenswürdigster Weise für die seinem Schiffe geleistete Hilfe und fügt hinzu, von dem Kinde sei ihm nichts bekannt. Die „Doña Loisa" habe bei ihrer Ausfahrt kein weibliches Wesen an Bord gehabt; er könne also über die Verhältnisse des Kindes keine Aufklärung geben; aber da es ihn lebhaft interessire, so sei er trotzdem bereit, die schiffbrüchige Landsmännin in sein Haus aufzunehmen und für sie zu sorgen, wenn nicht der geschätzte Correspondent etwas Besseres wisse.

Der geschätzte Correspondent weiß allerdings etwas Besseres und geht daher auf Herrn de Miranda's Vorschlag nicht ein. Die Antwort sagt ihm nichts Neues mehr, da er inzwischen durch einen des Spanischen kundigen Herrn von der Kleinen soviel herausgefragt hat, daß er sich von den Vorgängen, die bis zu ihrer Auffindung gespielt haben, ein ziemlich genaues Bild machen kann.

Juanita Witena hatte sich mit ihrer Mutter an Bord eines viel größeren Fahrzeugs als der „Doña Loisa" eingeschifft. Nach ihrer Beschreibung mußte es ein Vollschiff gewesen sein. Bei einem Sturm, der mehrere Tage auf dem Atlantischen Ocean gewüthet hatte, war jenes Schiff leck gesprungen, und man hatte, als die „Doña Loisa" in Sicht kam, Frau Witena, ihre Tochter und einige Matrosen auf den Schooner geschickt. Das Boot war noch einmal umgekehrt, um den Rest der Mannschaft zu holen, dabei aber gekentert, und das Vollschiff hatte man in der bald hereinbrechenden Dunkelheit aus den Augen verloren. Wie es hieß, wußte Juanita nicht zu sagen.

Auf dem Schooner war sie zwei Nächte und einen Tag gewesen, und die ganze Zeit hatte es furchtbar gestürmt. Am Morgen des Tages, an dem Lorenzen sie auffand, war sie beim Erwachen ganz allein gewesen. Die Mannschaft mochte in einem Anfall von Panik das Schiff verlassen haben. Darüber ist aber nie etwas bekannt geworden, sie hat wohl mitten im Ocean ihr nasses Grab gefunden. Auch das Vollschiff tauchte nicht wieder auf und war jedenfalls untergegangen.

Nur eins wurde nachmals bekannt: Das versunkene Vollschiff war ein französisches aus Marseille und hieß: „Le Glaneur". Lorenzen schrieb darauf an die Rheder, und sie konnten ihm mittheilen, daß ihr Capitain auf der Reise von Smyrna nach Hamburg in Gibraltar eingelaufen war und dort, wie er heim berichtete, eine Frau Witena und Tochter als Passagiere aufgenommen hatte. Ueber die Persönlichkeit der Beiden hatte er aber weiter nichts geschrieben.

Die „Antje Gesine" beendigte ihre Geschäfte in London und machte sich zur Heimreise fertig. Nichts hatte bis dahin über die „Doña Loisa" verlautet: sie war und blieb verschollen. Capitain Lorenzen war darüber sehr bekümmert und machte sich selbst Vorwürfe, daß er den Schooner nicht damals seinem Schicksale überlassen hatte; er sei doch vielleicht nicht mehr ganz seetüchtig gewesen und habe in dem Sturm, der in der Nacht auf sein Auffinden folgte, den Untergang gefunden. Indessen war Lorenzen ein Seemann und keine selbstquälerische Natur; er hatte nach bestem Wissen seine Pflicht gethan; wenn das übel abgelaufen war, so hatte er keine Schuld.

Daß die erlangten Aufschlüsse über Juanita's Familienverhältnisse nichts besagen, daß keine Verwandten sich melden, denen man sie zurückschicken könnte, ist dem Lorenzen ganz recht. Er hat das Kind sehr lieb gewonnen und behielte sie am liebsten als seine Adoptivtochter. Ihr schwarzes Haar, ihre feine weiße Haut und ihre blauen Augen erinnern ihn an das Lieblingsmärchen seiner Kinderzeit; er nennt sie Snee wittchen, und Juanita lernt sich selbst ebenso bezeichnen; und die ganze Mannschaft, die das verlassene Mädchen verhätschelt und vergöttert, nennt es mit demselben Namen. Kommt sie ihnen doch allen mehr wie eine lichte Märchengestalt als eine Erscheinung der Wirklichkeit vor.

Alle Beschlüsse über Juanita werden bis zur Ankunft in Hamburg verschoben; denn es war ein wunderliches Zusammentreffen: Capitain Lorenzen's Rheder hießen Manvillon & Co., und an Manvillon & Co. war der in der Cajüte der „Doña Loisa" gefundene Brief, der möglicherweise auf Juanita Bezug hatte, adressirt.

2. Capitel.

Französische Namen in Berlin und der Mark deuten auf Hugenotten, deren Vorfahren vor der Unduldsamkeit grausamer Monarchen aus Frankreich entflohen, um eine neue Heimath unter unfreundlicherem Himmel, aber weiseren Regenten zu suchen. Gleiches Zeugniß von fremdländischem Fanatismus und heimischer Duldsamkeit legen die portugiesischen und französischen Namen ab, denen man in Hamburg zum Theil unter den ältesten und angesehensten Kaufmannshäusern begegnet. Jene sind auf spanische und portugiesische Einwanderer zurückzuführen, die vor dem verwüstenden Zelotismus der Inquisition, diese auf Genfer, die vor dem finsteren Eifer Calvin's und seiner Genossen nach dem Norden entwichen.

Abkömmlinge eines der letztgenannten Geschlechter hatten die alte Gewürzfirma Manvillon & Co. gegründet, die ihr Comptoir vormals in der Hafengegend, nach dem Hamburger Brande aber auf der Neuenburg hatte, wie bekanntlich der östliche, den prächtigen gothischen Bau der aus der Asche neu erstandenen Nicolaikirche umschließende Theil des Hopfenmarktes genannt wird. Manvillon & Co. hatten seit Jahren